

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 93 (2006)
Heft: 4: Dächer = Toits = Roofs

Artikel: Vom Ortsüblichen und Ortsfremden : wenn Dächer an der Volksseele rühren
Autor: Caviezel, Nott
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Ortsüblichen und Ortsfremden

Wenn Dächer an der Volksseele rühren

Nott Caviezel Baugesetze schreiben vieles vor. Bei Dachbauten betreffen sie nicht nur die Statik oder etwa die Feuersicherheit, sondern meist auch ihre Form und Gestaltung. Dies wird oft als Bürde empfunden, zumal dabei ästhetische Argumente im Spiel sind, die mit guten Gründen bestritten werden können. Wie sehr die Dachform an der Identität der Menschen rühren kann, zeigt das Beispiel nach Bränden wiederaufgebaute Dörfer im Engadin.



«[...] Zur Verhinderung einer störenden Baugestaltung (störende Farb- oder Materialwahl, ortsfremde Bau- oder Dachform und dgl.) können im Baubewilligungsverfahren Bedingungen und Auflagen verfügt oder Projektänderungen verlangt werden.» So lautet eine Bestimmung im derzeit gültigen Baugesetz des Kantons Bern.¹ Kaum eine Bauordnung lässt die Gestaltung der Dächer ausser Acht. Oft gehen sie in ihren entsprechenden Vorschriften sehr weit, und dies ist keineswegs nur Ausdruck übereifriger Behörden. Dächer sind an sich und im landschaftlichen, dörflichen oder städtischen Kontext eben mehr als nur konstruktive Elemente und architektonische Äusserlichkeiten.

Bauvorschriften sind nichts Neues. Es gab sie zu römischer Zeit, im Mittelalter und in späteren Jahrhunderten. Entsprechende Regelungen waren nie nur wirtschaftlich und praktisch motiviert, sondern ebenso und in stärkerem Mass noch in repräsentativen bzw. ästhetischen Argumentationen begründet, die ihrerseits auf die Wahrung und Stärkung der Identität einer Gemeinschaft zielten. Namentlich im mittelalterlichen Italien sorgte man sich in den Städten aktiv um ihr Aussehen. Als Beispiel sei hier lediglich das «Ufficio dell'ornato» genannt, das sich seit dem 13. Jahrhundert in Siena und in anderen Städten Italiens um das Bauliche kümmerte. Diese «Verschönerungsbehörde», deren Protokolle im Detail überliefert sind, tagte häufig, hielt in der Stadt Augenscheine und nahm auf Abbrüche, Neubauten und Erweiterungen direkten

Einfluss. Man sorgte sich um die Position und Ausrichtung der Häuser, um die Gestaltung ihrer Fassaden, die Verwendung bestimmter Baumaterialien, erlaubte oder verbot Aussentreppen, Erker und andere Vorbauten, bestimmte deren maximale Masse – und wie weit Dächer in den Strassenraum vorragen durften. Im «ornato» steckt denn auch mehr als die vordergründig wahrnehmbare Verschönerung. Ornato bedeutet ebenso der äusserliche Schmuck wie das einverlebte Ideal, nach einer Ordnung im Mannigfaltigen zu streben und dadurch im Sinne der «bellezza, fortezza und grandezza» die tiefere Zierde der Stadt und die innere Zusammengehörigkeit der Bürger zu stärken.²

Fremd – vertraut

Das Dach war und ist häufig der streitbare Gegenstand, an dem sich die gemeine Volksseele in ihren innersten Empfindungen entflammt. Denn sie fühlt sich meist unverstanden und tut sich jenseits aller sachlichen Argumentation oft schwer auszudrücken, warum ihr das eine Dach gefällt, das andere aber nicht. In ihrer Not stehen ihr Gesetze bei, die festhalten, was im Rahmen objektiver und subjektiver Erwägungen erlaubt ist und was nicht. Über den dehnbaren Begriff des Ortsüblichen und des Ortsfremden lässt sich zanken, überhaupt über das Vertraute und das Fremde – beides veränderliche Dinge, denen wir mit ganz individuellen Gefühlen begegnen. Während uns das Fremde irritiert, manchmal gar bedroht, haben wir das Ver-

¹ Baugesetz des Kantons Bern, Art. 9, Abs. 1.1 Allgemeiner Ortsbild- und Landschaftsschutz (Fassung vom 8.9.1999)
² Dazu: Wolfgang Braunfels, Mittelalterliche Stadtbaukunst in der Toskana, 5. Auflage, Berlin 1982.

Links: «Lavin brennt», Ölbild von Guido Carmignani aus Parma (1838–1909), um 1870, Privatbesitz Lavin. – Bild: Nott Caviezel
 Unten: Brandstätte von Lavin mit Blick nach Osten. – Bild: A. Gabler, Interlaken; Schweiz. Landesbibliothek Bern



traute verinnerlicht – auch Dächer und Dachformen. Das Gespenst der öffentlichen Meinung und Gesetze festigen dann Stereotype, die als kollektive Wahrnehmung den individuellen Umgang mit unserer Umwelt und den Lebensäusserungen anderer mitbestimmen. In diesem Licht rührt das Dach nicht nur am Selbstverständnis einer Stadt oder eines Dorfes, sondern zutiefst auch an der Identität ihrer Bewohner, die sich manchmal unversehens vom Vertrauten verabschieden und sich dem Fremden stellen müssen. Nach Naturkatastrophen, Kriegen und Bränden ist dies meist der Fall, und oft zeigt sich dann, wie sehr die Menschen am Verlust der vertrauten Gestalt ihrer Umgebung verzweifeln.

Der Wiederaufbau zerstörter Städte und Dörfer ist nicht nur mit ökonomischen Fragen verknüpft. Er ist in beträchtlichem Masse auch mit der oben erwähnten Zierde verbunden, in der sich die Bewohner wieder erkennen oder eben fremd vorkommen. Die Zier der Architektur gibt dabei stets den Ton an, und bezeichnenderweise spielt die Gestalt der Dächer, die mit ihren Volumina, ihrer Silhouette, Materialisierung und Farbe Städte und Dörfer prägen, eine entscheidende Rolle. Vielleicht auch, weil das Dach den Inbegriff für die Geborgenheit darstellt, die der Mensch im Hause sucht. Lange bevor in der Moderne die Debatte um das Flachdach einsetzte, hatte die (fast) flache Dachform in Graubünden bereits die Gemüter zweier Generationen erhitzt.

Rationelle Planungen

Am 1. Oktober 1869 brannte das Dorf Lavin im unteren Engadin fast ganz nieder.³ Nach den zerstörerischen Dorfbränden von Seewis im Prättigau (1863) und Riom im Oberhalbstein (1864) war die Lavinier Feuerbrunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die dritte grosse Brandkatastrophe in Graubünden. Die vielen Dorfbände wollten auch danach kein Ende nehmen und hatten mangels guter Wasserversorgung und einer ziemlich kläglichen Feuerwehrgkultur immer verheerende Folgen. «Wir pflegen in unserem Kanton jedes Jahr ein Dorf zu verbrennen, ohne dass wir längere Zeit etwas anderes daraus gelernt hätten, als dass solche Illuminationen eher schädlich wirken», durfte man mit schwarzem Humor noch 1899 ungestraft schreiben.⁴

Binnen Stunden wurde ein Grossteil des Dorfes Lavin zur Ruine, 68 Häuser brannten vollständig ab, mehr als 300 Personen wurden über Nacht obdachlos. Der enorme Gesamtschaden von 1,3 Millionen Fr. war nur etwa die Hälfte versichert und die nach Katastrophen übliche Sammlung von «Liebesgaben» im ganzen Land brachte gerade mal 67 207 52 Fr. ein. Lavin war deshalb wie viele andere von Grossbränden heimgesuchte Gemeinden auf zusätzliche Hilfe des Kantons angewiesen. Das Prozedere war stets dasselbe. Bereits am Tag nach dem Brand verfertigte ein vom Kanton beauftragter Fachmann, oft der Kantonsingenieur selbst, eine amtliche Aufnahme der Brandstätten. Dabei ent-



stand jeweils ein Plan, auf dem die Strassen, Gassen und Plätze, die Grundrisse abgebrannter und verschonter Häuser wie auch die Parzellen des Katasters nach Besitzer eingezeichnet wurden. Diese verbindlichen Pläne bildeten die Grundlage für den Wiederaufbau.

Ganz im Zeichen damals fortschrittlicher Ansichten zum Städtebau beförderten die Fachleute aus Chur auch in dörflichen Siedlungen den Wiederaufbau nach «rationellem Plan» mit möglichst orthogonalen Strassenführungen und grossen Gebäudeabständen. Die nach Bränden wieder aufgebauten Städte La-Chaux-de-Fonds (1794) und Glarus (1861) mögen dabei Vorbilder gewesen sein. Neue Feuerordnungen zogen auch neue Bauordnungen nach sich, die in erster Linie die Feuersicherheit im Visier hatten, aber auch neue Bedürfnisse, die der zunehmende Verkehr und neue Auffassungen zur «Volksgesundheit» stellten. Der «Brandkanton» war zu neuen Ufern aufgebrochen.

Der Wiederaufbau nach rationellem Plan ging in Lavin aber nicht glatt vom Stapel. Den heftigen Widerstand der Bevölkerung gegen die Planung und die neuen Häuser mit ungewöhnlichen Dächern brach schliesslich die zentrale politische Gewalt in Chur, die den Gemeinderat vor ein Ultimatum stellte: Würden sich die Lavier weiter dem Wiederaufbau nach den Plänen des Kantons widersetzen, würde die zugunsten der Brandgeschädigten gesammelte Kollekte kurzerhand nicht ausbezahlt.

Der ähnlich wie in Glarus realisierte orthogonale Raster des Wiederaufbauplans, gemäss dem nur noch etwa die Hälfte der Häuser wieder erstellt werden sollten, mutete den Einheimischen mehr als fremd an. Zugezogene italienische Baumeister, darunter nicht die Geringsten, führten in Lavin eine bis anhin im Tal kaum bekannte und fremde Architektur spätklassizistischen Stils italienischer Prägung ein. Die kubischen Häuser mit drei und mehr Stockwerken und vorschriftsgemäss gemauerten Ökonomietrakten begannen die Parzellen zu füllen, reihten sich wie an städtischen Boulevards aneinander und erhielten – oh Graus, im Tal der pittoresken Bauerndörfer – flache, leicht geneigte Holzzementdächer, damals eine technologische Neuheit.

Neuartige Dächer aus Holzzement

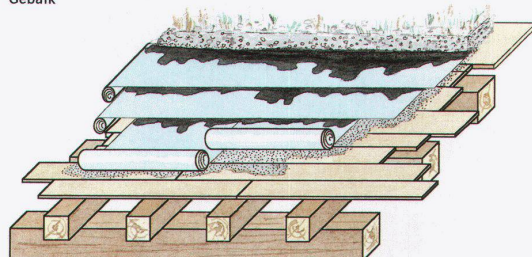
Neu-Lavin sollte mit der Einführung des Holzzementdachs zur beispielhaften Siedlung werden. Der Erfinder dieser neuartigen Dachart war der Obstweinfabrikant C. Samuel Häussler aus Hirschberg in Schlesien, der eigentlich ein gutes Dichtungsmittel für seine Fässer entwickeln wollte. Aus der Dichtungsmasse für Fässer wurde schliesslich ein Bedachungsmaterial – und ein einträgliches Geschäft.

Wer sich anfänglich für dieses neuartige Dach interessierte, musste wohl oder übel den Erfinder selbst angehen, weil in der damals zugänglichen Fachlitera-



Links: Plan der Brandstätte Lavin und Wiederaufbauplan für Neu-Lavin, von Nikolaus Hartmann d. Ä. und Rudolf von Albertini. Bilder aus: Bericht und Rechnung des Hilfscomité's für die Brandgeschädigten von Lavin, Chur 1873.

Unten: Schema eines Holzzementdachs, Abfolge der Schichten:
Sand- und Kieslage
Holzzement-Masse
Papierlage 2
Papierlage 1
Sand ohne Zementmasse
Bretterschalung
Gebälk



tur nichts Genaues darüber zu erfahren war. Wohl deshalb musste der Baumeister Johann Faller, als er 1869 für die neuen Häuser des abgebrannten Dorfes Lavin das Holzzementdach in Erwägung zog, erst einmal nach Schlesien reisen, um dort dessen Anfertigung zu erlernen.

In Verbindung mit einer den Eigenschaften dieses Materials angepassten Konstruktion des niedrigen und unterlüfteten Dachstuhls war die Holzzementmasse das eigentlich Bahnbrechende. Die Masse bestand ursprünglich aus einer Mischung von Steinkohleteer, Pech, Schwefel und Harz, die aus Sicherheitsgründen und «behufs gleichmässiger Schmelzung» im Wasserbad hergestellt wurde. Ihre wesentliche Eigenschaft war, dass sie auch bei tiefen Wintertemperaturen dauerhaft elastisch blieb, keine Risse bildete und schwer brennbar war. Neben dem eigentlichen Holzzement benötigte man Holz, Papier, Sand und Kies. Damit das Wasser ablaufen, der Regen die Deckschicht aber nicht ausschwemmen konnte, mussten die Dächer zwischen 1/16 und 1/20 geneigt sein.

1877 lobt Architekt und ETH-Professor Georg Lاسius in der Zeitschrift «Die Eisenbahn» das bereits im ersten Jahrzehnt nach seiner Erfindung in Deutschland sogar für Staatsbauten verwendete Dach: «Die Dachung empfiehlt sich durch Billigkeit und Feuer-sicherheit und löst die Schwierigkeit, das Deckungs-material von der beweglichen Holzkonstruktion un-

abhängig zu machen, auf eine einfache und sehr vollkommene Weise.»⁵ Die «flachen» Holzzementdächer der neuklassizistischen Häuser in Lavin haben allesamt mehr als ein Jahrhundert unbeschadet überstanden. Nach Lavin wurden auch beim Wiederaufbau von Zernez ab 1872/73 und an vielen anderen Orten im Kanton Jahr für Jahr die gegenüber traditionellen Satteldächern etwa zehn Mal billigeren Holzzementdächer errichtet.

Identität und Mythos

Fürs erste war die Bevölkerung froh, wieder ein Dach über dem Kopf zu haben (lieber ein Flachdach als gar keines), doch wirklich angefreundet haben sich die Einheimischen mit Neu-Lavin noch lange nicht. Seit dem Wiederaufbau war ihnen ihr eigenes Dorf fremd geworden. Der Siegeszug der flachen Holzzementdächer brachte unzweifelhaft einen Identitätsverlust mit sich, den die Einheimischen und die Engadinreisenden während Generationen beklagten: Der St. Galler Handelsreisende, Berggänger und Erstbesteiger des Piz Buin (1865) Johann Jakob Weilenmann urteilte 1871: «Was von neuen Bauten steht, sieht so unwohnlich und charakterlos aus, dass man sich das alte Nest zurückwünscht».⁶ Noch ein halbes Jahrhundert später waren die Urteile niederschmetternd: In Publikationen des Heimatschutzes war von «hässlichen und unpraktischen Häusern» und von «kläglicher, trostloser



Nüchternheit», von «geistloser Uniformierung» und «Reisschienenschematismus» die Rede.⁷ Kein Wunder, dass sich da auch die einheimische Bevölkerung bestätigt fühlte und sich fast ein Jahrhundert lang für ihre «untypischen» Flachdach-Dörfer geradezu schämte. In den 1940er Jahren verfasste Jon Guidon (1892–1966) aus Zernez ein sensibles und melodisches Gedicht, in dem er die nackte Realität des nach 1872 neu erbauten Zernez beklagt und um ein idealisiertes, nicht mehr vorhandenes Dorfidyll trauert, das er selber nie erlebt hat...⁸

Meis char cumün, retrats da nüda realtä
be spordschan uossa l'ün e l'otra via,
e tü sarast, avant cha'l fö t'ha devastà
stat bel e rich d'antica poesia
etc.

Mein liebes Dorf, heut nur nackte
Wirklichkeit in deinen Strassen
schön und reich an alter Poesie
bevor das Feuer dich verwüstete
(frei übersetzt)

Noch 1969 erinnerte der teilweise in Lavin aufgewachsene Schriftsteller Andri Peer (1921–1985) in der Neuen Zürcher Zeitung an den Dorfbrand von Lavin und dessen «unerfreulichen» Wiederaufbau. Man habe

sich zu sehr von präventiven Rücksichten leiten lassen und zu schematisch gebaut; unharmonisch wirke vor allem das Flachdach, das ästhetisch ein Greuel sei.⁹

Für bornierte Touristiker waren die Flachdächer eine imageschädigende Hypothek, der bei der Vermarktung der Ferienorte tunlichst auszuweichen war. Noch heute zeigen die Fremdenprospekte von Zernez kein einziges Flachdach, obwohl das Dorf nach 1872 ausschliesslich mit flachen Holzzementdächern wiedererrichtet wurde. An ihrer Stelle werben Fotos des Schlosses und vereinzelte vom Feuer verschonte traditionelle Engadinerhäuser. Hartnäckig blenden auch aktuelle Internetauftritte die Flachdächer aus.¹⁰

Der Wiederaufbau des 1921 abgebrannten Dorfteils von Sent brachte schliesslich die Wende. Es wurde aufgrund eines Ideenwettbewerbs ganz nach Auffassung der Heimatschützer wieder aufgebaut: «Das Bodenständige hat gesiegt, das Gebirgsvolk, das die Öde der Gleichmacherei noch weniger verträgt als das Volk der russischen Ebene, hat das erhalten, wonach es verlangte».¹¹ Arme andere Dörfer, mit ihren breiten Strassen und «Schuhschachteln» (Andri Peer); sie passten ein Jahrhundert lang nicht ins Klischee des heimeligen Engadinerdorfes. Ausschlaggebend waren dabei nicht nur die rationellen Planungen und die ungewöhnliche Anmutung der oft sehr qualitätvollen neuklassizistischen Häuser, sondern besonders die Gestalt ihrer Dächer, die ihrer Wirtschaftlichkeit und Feuersicherheit

5 Georg Lasius, Die Holz-Cement-Bedachung, in: Die Eisenbahn, Bd. 6, 1877, S. 38.

6 Nott Caviezel, Dorfbrände in Graubünden, S. 90.

7 Jules Coulin, Zum Wiederaufbau des abgebrannten Dorfteiles in Sent, in: Heimatschutz 16 (1921), Heft 5, S. 102–106.

8 Mit allen Strophen abgedruckt in: Challengelad 62 (1972), S. 69.

9 Neue Zürcher Zeitung, Mittagsausgabe vom 30. September 1969.

10 Z.B. www.engadin-forever.ch/Lavin.html: «Lavin (1412m) wurde wie die meisten Unterengadiner Dörfer im 19. Jahrhundert teilweise von einem Brand zerstört. Daher besteht heute kein einheitliches engadinisches Dorfbild mehr. Es sind aber etliche schöne Häuser mit geschmackvollen Sgraffiti vorhanden.»

11 Aus einem Brief, in dem der Heimatschutz am 7. 7. 1921 der Kantonsregierung den Wettbewerb für den Wiederaufbau von Sent empfahl.



Ansichten aus Neu-Lavin; alle Häuser besitzen flach geneigte Holzzementdächer und gemauerte Ökonometrakte. – Bilder: Nott Caviezel



zum Trotz die Identität der Einheimischen erschütterte. Im Vergleich zu den sog. «echten» Engadiner Dörfern blieben die «hässlichen» Dörfer lange Zeit vernachlässigte Mauerblümchen. Flachdächer wurden zu Satteldächern aufgestockt, schönste klassizistische Fassaden mit Sgraffiti verunziert, ihren Fenstern verpasste man gerne eine typisch engadinische Trichterform und hängte ihnen womöglich noch schmiedeiserne Blumenegger vor. Inzwischen gelingt es, solch wilden Verschönerungsaktionen einen Riegel schieben, mit viel Überzeugungsarbeit, die nicht zuletzt deshalb erfolgreich ist, weil die Bewohner gelernt haben, aus der besonderen Geschichte ihrer Dörfer selbst in den fremden flachen Dächern das inzwischen Vertraute zu sehen. ■

résumé Conformité et Disparité Quand les toits touchent l'âme du peuple Les lois de construction dictent en principe la forme et l'aspect des toitures. De telles directives sont habituellement établies sur des arguments esthétiques issus d'un avis collectif, qui tente de distinguer entre conformité locale et disparité. Au-delà des nécessités pratiques, les règlements de construction – et ce dès le Moyen Âge – visent aussi à l'embellissement des villes et des villages. A Sienne, par exemple, «l'ufficio dell'ornato» se préoccupait de l'aspect de la ville, tout en sachant que son ornement extérieur était intimement lié à ses qualités intérieures (bellezza, fortezza, grandezza) et, à travers elles, à l'identité de ses habitants. Quand il en va de l'identité, le toit est souvent l'objet de discorde. La

disparité irrite et inquiète, alors que la conformité confirme et rassure. Cela devient flagrant lors de reconstructions de villes et de villages après une catastrophe. Et plus encore, lorsque leurs habitants doivent s'accoutumer à une nouvelle architecture, et avec elle, à de nouvelles formes de toitures.

L'exemple des villages reconstruits au 19^{ème} siècle dans l'Engadine après de grands incendies illustre très bien cette situation. A Lavin (1869), Zernez (1872), et dans d'autres villages, une architecture néoclassique inhabituelle pour la vallée, et avec elle, chose encore plus inhabituelle, des toitures quasiment plates, apparurent par le biais de plans d'aménagement rationnels. La technologie des toitures en bois et ciment goudronné (Holzzement), à l'époque très moderne, était à la fois très économique et apportait enfin une sécurité contre le feu. La conséquence en fut que les nouveaux villages avaient désormais un tout autre visage que celui des villages traditionnels de l'Engadine. Pendant longtemps, les habitants ne purent se familiariser avec leurs nouveaux villages qualifiés de «laid». Choyant le mythe de l'ancienne apparence des villages, cette forme plate de toiture fut ressentie par des générations entières comme détestable. Aujourd'hui seulement, un siècle et demi plus tard, la population s'en est accommodé, en acceptant l'histoire tragique de leurs villages ainsi que leurs toitures plates. Zernez, Susch, Lavin, Ftan, Scuol, Ramosch et Tschlin, tous ces villages de la Basse Engadine, touchés par de grands incendies jusqu'en 1900, sont aujourd'hui eux aussi d'«authentiques» villages engadinois; qui ont tout simplement un aspect différent, que celui que le cliché des villages traditionnels nous en laisse attendre. ■



summary The Endemic and the Exotic When roofs stir up the public. Usually building laws determine the shape and appearance of roofs. In most cases such regulations are established on the basis of aesthetic arguments contained in a collective opinion, which attempts to differentiate between the endemic and the exotic. Beyond practical needs, building laws finally also aimed at making towns and villages more beautiful already in the medieval ages. In Siena, for instance, the "ufficio dell'ornato" took care of the visual appearance of the town, conscious of the fact that the outer beauty of a city is closely intertwined with the inner ("bellezza, fortezza, grandezza"), and hence with the identity of the inhabitants. With regard to identity, roofs have time and again been the objects of dispute, on the basis of which it has been measured. The exotic irritates and threatens, the familiar ensures and becalms. This becomes clear when towns and villages are built up anew after catastrophes, notably when the native population must make itself familiar with a new architecture and thus also with new roof shapes.

The example of villages in the Engadin Valley, which were rebuilt after major fires in the 19th century, substantiate this impressively. In Lavin (1869), in Zernez (1872) and in other villages, rational planning brought a Neoclassicist architecture quite untypical for the valley, featuring even more unusual, nearly flat roofs. The most modern technology of those days was the "wood and cement roof", a highly economical and finally fireproof system. As a consequence, the new villages now received a completely different appearance than the traditional Engadin villages. For a long time, the populace was

unable to identify with the new settlements, which they perceived as unaesthetic. Fostering the myth of the old village images, especially the flat form of the roofs was disrelished due to its alleged ugliness for entire generations. Not before the present day, one and a half centuries later, has the population accepted its destiny and adopted the tragic history of their villages including the flat roofs. Zernez, Susch, Lavin, Ftan, Scuol, Ramosch and Tschlin, all of them villages in the lower Engadin Valley, which were afflicted by major fires before 1900, are today also "real" Engadin villages, they simply look different from what one would expect knowing the cliché of how a traditional Engadin village should look. ■

Ortsüblich, ortsfremd

Zernez, Aufnahme von 1905. – Bild: Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege, Sammlung Photoglob

